

## A

*Je veux dédier ce poème  
A toutes les femmes qu'on aime*

Ich heiße Vince Corso. Ich bin fünfundvierzig, Waise, und verdiene meinen Lebensunterhalt, indem ich Leuten Bücher verschreibe. Seit sechs Monaten wohne ich hier in der Via Merulana, in einer umgebauten alten Waschküche mit befristetem Mietvertrag. Ich gehe nur in antiquarische Buchläden, spiele die Schachpartien, die ich beginne, nicht mehr zu Ende, und wenn ich Lust dazu habe, höre ich mir Gian Maria Testa oder ein altes Chanson von Juliette Grco an. Manchmal gehe ich mit einer Freundin ins Bett, aber an die Liebe glaube ich schon seit einem Herbst und einem Winter nicht mehr. Eine alte Gewohnheit behalte ich jedoch bei: Jeden Tag gehe ich mit meinem stummen Hund Django aus dem Haus, um meinem Vater an die einzige Adresse, von der ich weiß, dass er dort wenigstens einmal übernachtet hat, eine Postkarte zu schicken.

Seit einer Woche komme ich jeden Nachmittag hierher, in diese Bierbar in einer abgelegenen Straße meines Viertels. Anfangs hatte ich sie nicht bemerkt. Es ist ein Lokal mit nur einem kleinen Raum und fünf Tischen, etwas für Leu-

te, die die überfüllten Bars im Monti-Viertel nicht mögen. Hierhin verschlägt es nur junge Paare, die nicht gesehen werden wollen, manchmal Freunde des tätowierten Jungen, der hinter der Theke ausschenkt, ein paar Deutsche mit dem Stadtplan von Rom in der Hand und Stammkunden wie mich. Vielleicht wird es abends voll, das weiß ich nicht, denn ich gehe früher.

Ich setze mich immer an denselben Tisch neben dem Fenster zur Straße und bestelle ein Rossa-Bockbier. Im Moment ist nur ein einziger Mann da, sein Hemd hat die gleiche Farbe wie die Wände, er tippt etwas in sein Handy. Von Zeit zu Zeit lächelt er, nimmt gutgelaunt einen Schluck und hebt den Blick zu der langen Reihe Flaschen auf dem Brett an der Wand. Dann widmet er sich wieder seinen Geschäften. Dieser Ort gefällt mir. Weil zwei Tänzer auf die Eingangstür gemalt sind. Weil sie Tango tanzen oder Habanera. Weil er meinem Warten etwas von einer Wette verleiht. Von hier aus kann ich nach draußen sehen und stundenlang lesen, ohne dass irgendjemand mir Fragen stellt.

Ich weiß nicht, ob der Mensch, den ich erwarte, kommen wird. Ich weiß nicht einmal, ob es ihn gibt. Aber ich kehre trotzdem wieder hierher zurück, das liegt in meiner Natur. Ich hatte immer eine Vorliebe für verpasste Treffen, schon als ich mein erstes Wimmern in dieser Welt von mir gab, hörte es nur meine Mutter. Doch sie sagte immer, dass unmögliche Ereignisse früher oder später geschehen, insofern man keine Angst und keine Eile hat. Und dass ich die Gabe hätte, sie geschehen zu lassen.

Als Kind vielleicht. Als ich in den Küchen der Hotels, wo meine Mutter arbeitete, kleine Zauberkunststücke improvisierte, einen Teller unter einer Serviette verschwinden

lassen konnte, und sie mit ihren Freundinnen so tat, als glaubte sie daran. Doch wer würde einem Typen wie mir jetzt glauben, einem, der zerknitterter ist als sein Jackett, ein offenes Buch auf dem Tisch und ein Glas vor sich hat und um sich herum all diese leeren Stühle?

Wenn bloß der Regen aufhören würde. Ein bisschen Angst habe ich schon, um ehrlich zu sein. Ich habe Angst, dass es gar keine Aufgabe gibt, die ausgeführt werden muss. Und dass dieser Tisch ewig leer bleiben wird.

Es wäre eine lange Geschichte, wenn ich erklären wollte, wie es so weit gekommen ist, dass ich auf ein Gespenst warte. Aber hier schaut nie jemand vorbei. Also erzähle ich mir diese Geschichte immer aufs Neue selbst, um mir einzureden, dass sie ein Ende haben wird.

Die vorletzte Patientin war eine Wahrsagerin, der von einem privaten Fernsehsender gekündigt wurde, weil sie ihr Talent, über die Zukunft zu tratschen, verloren hatte. Ich hatte zugesehen, wie sie die Bügel ihrer smaragdgrünen Brille aus den Haaren zog, die Brille abnahm und den Handrücken an ihre Stirn legte. Und unweigerlich war mir der Gedanke gekommen, dass alle, die in den letzten Monaten auf meinem alten Ledersessel saßen, immer wieder die gleiche verzagte und wütende Bitte an mich gerichtet hatten.

Helfen Sie mir, Signor Corso.

Gerne hätte ich ihnen allen gesagt, dass ich es vorgezogen hätte, Schauspieler, Akrobat oder Musiker zu werden, fortwährend zu reisen und viel Liebe zu haben, die ich vergeben kann. Nicht schon vorher zu wissen, dass ich keinen von ihnen heilen kann.

Aber dies ist nun mal das Abenteuer, das ich vom Leben erhalten habe, es wird kein anderes mehr geben, also sage

ich mir, dass auch ich in einer Hafenstadt lebe, dass die Menschen auch in meiner Dachwohnung ein- und ausgehen, dass sie zittern, schweißige Hände und eine Geschichte zu erzählen haben.

An solche Sachen denke ich, wenn ich in der Bierbar sitze. Ich schreibe sie in ein Notizbuch. Mit der Gewissenhaftigkeit eines Buchhalters erstatte ich Bericht über all meine Niederlagen. Dann höre ich auf zu schreiben. Ich blicke durchs Fenster dem Schatten eines letzten einsamen Autos nach, zahle und gehe nach Hause zurück.

»Sie sind ein Experte, nicht wahr?«

Unvorhersehbar wie die ersten Frühlingsregen war die Frau in meiner Einzimmerwohnung erschienen. Das Licht der letzten Märztag hatte die Einwohner Roms kaum überrascht, als sie aus den Metrostationen kommend in das Fieber dieser mittlerweile von Antennen, Schmutz und Perversionen verstopften Stadt eintauchten.

Die Frau hatte das Zimmer gemustert, mit der unwillkürlichen, souveränen Gleichgültigkeit, zu der ein weibliches Auge fähig ist, und in einem einzigen, entscheidenden Rundblick jedes Detail erfasst: den Deckenbogen, das Plakat von Buster Keaton, als Sherlock Holmes verkleidet, das Bett auf dem Hängeboden, die Kochnische im Hintergrund. Ich bin sicher, dass sie mir mit einer minimalen Fehlerquote hätte sagen können, was ich im Kühlschrank hatte. Es war nicht viel: ein offenes, schal gewordenes Bier, zwei Eier, eine Packung Gemüsehamburger und ein Schälchen Panna cotta. Die erbarmungslose Röntgenaufnahme einer Einsamkeit, wie es viele gibt. Der Bau, in den ich mich verkrochen hatte, ähnelte an diesem Tag weniger der Praxis eines Bi-

bliotherapeuten als dem Zimmer eines auswärtigen Studenten, allerdings nicht unbedingt nach dem Vorbild nordeuropäischer Jugendherbergen.

Ich antwortete nicht, deutete nur ein bitteres Lächeln an. Sie fixierte mich auf dieselbe Weise, wie sie die Wohnung betrachtet hatte, und ich bekam große Lust, diese Arbeit, die ich für mich erfunden hatte, das Nichts, das ich im Leben zuwege gebracht hatte und die ganze schmutzige alte Stadt, die verrotteter war als ihre Ruinen, zur Hölle zu schicken. Vielleicht war ich auch nur müde, hatte diese Quälerei satt, die Traurigkeit, die uns vergiftet, meine eigene Unzulänglichkeit.

Giovanna Baldini glättete sich seitlich die Haare. Ihr schwarzer Hosenanzug ließ die Fußfesseln frei. Sie musste etwas über sechzig sein, war aber noch immer eine sehr reizvolle Frau. Sie öffnete die Hände, ballte sie wieder zur Faust. Ihre Nervosität war mir schließlich unbehaglich.

Die Luft im Zimmer wurde knapp und trocken.

»Hören Sie«, sagte ich nach langem verlegenen Schweigen, »ich will ehrlich sein: Bis zum letzten Jahr habe ich Italienisch und Geschichte an Gymnasien unterrichtet, wenn man mich als Vertretung holte, und das ist alles, tut mir leid. Ich bin kein Experte, für gar nichts. Nicht einmal gegen den gewöhnlichsten Kopfschmerz habe ich ein Mittel. Kennen Sie das Hochstapler-Syndrom?«

Die Frau verzog keine Miene.

»Das ist eine Störung, die sich auch unter meinen Patienten verbreitet. Aber ich habe mir eine chronische Form zugezogen, fürchte ich. Jedenfalls müssen Sie sich keine Sorgen machen: Was auch immer Ihr Unwohlsein ist, irgendwo hat ein Schriftsteller sich ganz sicher damit be-

schäftigt, und Sie brauchen nur in die nächstbeste Buchhandlung zu gehen, um ihn zu entdecken.«

Nein, an diesem Nachmittag hatte ich keine Lust, mir die Gründe für eine weitere Verstimmung anzuhören, die ich nicht hätte lindern können. Und ebenso wenig Lust, mich selbst ein weiteres Mal, obendrein laut, sagen zu hören, dass man einfach nur gelassen bleiben und lernen sollte, für sich selbst zu sorgen, weder andere zu versorgen noch selbst versorgt zu werden.

Doch Giovanna Baldini stand nicht aus dem Sessel auf, wie ich gehofft hatte. Sie holte Luft und sprach in einem distanzierten Ton, der meilenweit von meinen Befürchtungen entfernt war.

»Ich habe keinerlei Störung, die ich Ihnen gestehen müsste, beruhigen Sie sich.«

»Warum sind Sie dann hier?«

»Ich brauche den Rat eines Spezialisten. Ich werde Ihnen für alle Stunden, die Sie sich mit meinem Fall beschäftigen, das Doppelte Ihres Tarifs bezahlen.«

Ich nahm einen Bleistift vom Schreibtisch. Zugegeben, ich habe immer eine Schwäche für Leute gehabt, die sofort und offen über Geld sprechen.

»Ich vermute, dass Sie, um ein Gewerbe wie das Ihre zu betreiben, zumindest eine ganze Menge Bücher gelesen haben und sich vor allem an sie erinnern, habe ich recht?«

Ich schwieg aus Scham über die Gründe, die mich zur Bibliothek geführt hatten. Auch verschwieg ich, dass Lesen für mich immer ein Weg gewesen ist, mir meine Grenzen bewusst zu machen.

»Sind Sie bereit, sich zu beweisen?«

Gerne hätte ich geantwortet, dass ich mich in den letzten